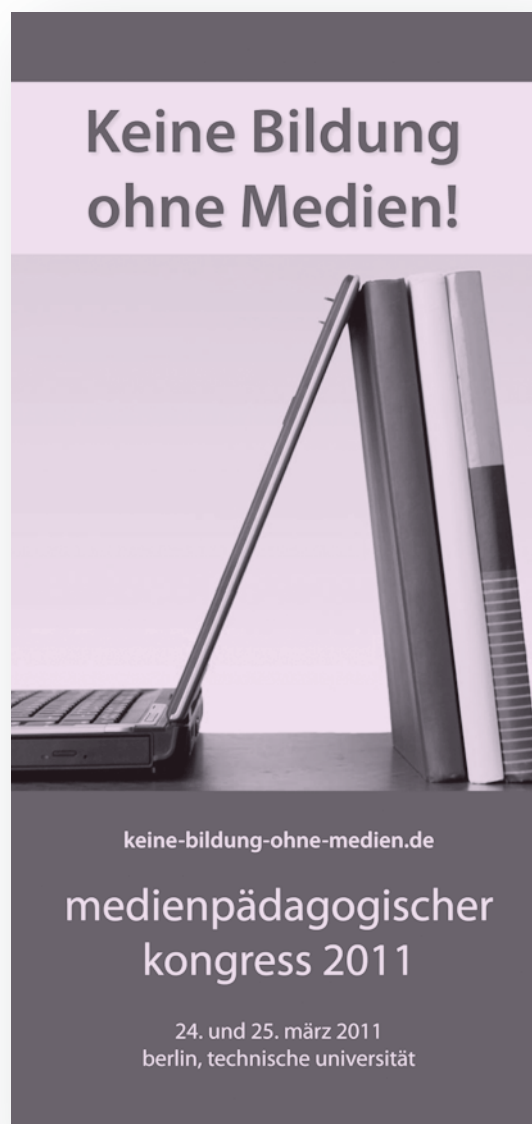


Bildung und Medien, ein weites Feld

Klaus-Dieter Felsmann

„Es bedarf erheblich größerer Anstrengungen in allen Bildungsbereichen, um Kinder, Jugendliche und Erwachsene für einen kritischen und kreativen Umgang mit Medien zu sensibilisieren.“ So lautet die Kernaussage im Ergebnis des Kongresses „Keine Bildung ohne Medien“, zu dem sich 400 Fachleute aus Bildung und Wissenschaft im März 2011 an der Technischen Universität Berlin getroffen haben.



„Wenn Sie wüssten, wie viel die IT-Industrie in Washington investiert, es würde Sie beunruhigen. Aber ich muss Ihnen aus Erfahrung sagen, wir müssen sogar noch viel mehr tun.“ Diese Feststellung hat nicht Prof. Dr. Horst Niesyto, der Hauptinitiator des Kongresses „Keine Bildung ohne Medien“, Redakteuren der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ (19. Mai 2011) in die Feder diktiert, sondern der langjährige Google-Vorstandschef und heutige Oberlobbyist der globalen IT-Branche, Eric Schmidt. Niesyto hätte das natürlich auch sagen können, doch er würde dabei nicht technozentristisch an Geschäftsmodelle zu der sich immer mehr beschleunigenden Digitalisierung unserer Lebens- und Arbeitswelten denken, sondern an Mittel, die helfen können, die damit verbundenen Herausforderungen für das Individuum zu bewältigen. Im Gegensatz zu Schmidt hätte der Ludwigsburger Professor bei einem solchen Gedanken aber wenig zu lachen. Der Berliner Kongress ließ einmal mehr sehr deutlich werden, dass die Finanzierung von Bildungsprojekten im Kontext mit modernen Medienwelten geradezu lächerlich ist. Weitgehend projektorientiert ausgerichtet, ist ein kontinuierlicher Bildungsansatz in diesem Bereich nach wie vor nicht gegeben. Dabei wäre dies, wie 2009 im „Medienpädagogischen Manifest – Keine Bildung ohne Medien“ prononciert herausgestellt, längst überfällig. Der gegenwärtige Wandel der technologischen Kommunikation hat umfassende Auswirkungen auf alle sozialen und gesellschaftlichen Strukturen. Dabei öffnen sich zahlreiche Problemfelder, die zu einer bildungsorientierten Auseinandersetzung herausfordern. So benannte Horst Niesyto in seinem auf viel Zustimmung gestoßenen Kongressbeitrag etwa Konfliktpotenziale, „die von einer starken Kommerzialisierung sozialer Kommunikation, risikobehafteter Mediennutzung bis hin zu sogenannten digitalen Klüften im Mediengebrauch reichen“.

Der Kongress machte mit zahlreichen Diskussionsrunden in thematisch orientierten Arbeitsgruppen und in zusammenfassenden Gesprächskreisen deutlich, dass die Medienpädagogik in Deutschland vielfältige Ansätze einer sinnfälligen Medienbildung entwickelt hat. Doch es wurde auch deutlich, dass es langfristig nachhaltige und komplexe Strukturen in diesem Handlungsfeld nicht gibt. Offenbar fehlt es diesbezüglich zuerst an einem

politischen Willen, um die entsprechenden Voraussetzungen zu schaffen. Hier eine Sensibilisierung zu erreichen, das war nicht zuletzt ein Ziel der Veranstaltung in Sichtweite des Berliner Parlamentsgebäudes. Viele Politiker waren zu der Tagung allerdings nicht gekommen. So bleibt nur zu hoffen, dass die Tagungsimpulse indirekt den Weg in die Abgeordnetenbüros gefunden haben.

Ein anderes Problem erwächst allerdings auch aus der Tatsache, dass es der medienpädagogisch engagierten Klientel sichtlich schwerfällt, sich auf gemeinsame Grundsätze zu einigen, von denen aus dann spezifische Konzepte entwickelt werden können. Dies zeigt sich besonders deutlich in der „Netzdiskussion“, die während, vor allem aber im Nachklang des Kongresses anhub. Da ist dann gar von einer „Abrechnung“ mit „Keine Bildung ohne Medien“ die Rede und manch eher fragmentarischer Beitrag gibt sich gar nicht erst die Mühe, den Kontrapart auch nur annähernd verstehen zu wollen. Kern der Auseinandersetzung ist die Frage, ob es nun um eine als überfällig angesehene Verankerung der Medien in den Bildungsbereich gehen soll oder vielmehr um medienpädagogische Aspekte im Umgang mit gerade jenen Medien. Da man sicher sein kann, dass sich um die Verankerung der Medien – nicht nur in der Bildung, sondern in allen Lebensbereichen – Eric Schmidt schon ausreichend kümmern wird, sollten in der Auseinandersetzung damit pädagogische Momente doch wohl eine größere Rolle spielen. Über solche Fragen kann man natürlich per Twitterkurzmeldungen – wie von den Kongresskritikern u. a. eingefordert – diskutieren. Produktiver erscheint es aber, sich von Angesicht zu Angesicht zusammenzusetzen und einen differenzierten Dialog ohne endpersonifizierende Hilfsmittel zu pflegen. Das angeboten zu haben, war nicht zuletzt einer der großen Werte des Kongresses. Wenn Katja Friedrich in ihrem rückblickenden Netzbeitrag davor warnt, die Bildungsfragen im Kontext der Medien von dem „aufklärerischen Impetus der guten alten Medienpädagogik“ zu befreien, so spricht sie das eigentliche zentrale Thema der Debatte an. Dies hat letztendlich aber eine ganz andere gesellschaftspolitische Dimension, als dass allein die Medienpädagogik darauf überzeugende Antworten finden könnte. Von daher erscheint es nicht nur sinnvoll, sondern geradezu erforderlich,

die Diskussion interdisziplinär zu öffnen. Konzepte der Medienbildung brauchen Impulse aus der Technologie und der Philosophie, der Politik- und Kommunikationswissenschaft, aus der Psychologie und der Soziologie und – vielleicht nicht vordergründig effizient, aber bestimmt anregend – auch aus der Kunst.

Nur über sich daraus ableitende komplexere Strukturen kann das erreicht werden, was der Direktor der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM), Dr. Jürgen Brautmeier, als Ziel einer notwendigen Medienbildung auf der Berliner Tagung herausstellte: „Junge wie erwachsene Mediennutzer müssen dazu befähigt werden, mit allen Medien selbstbestimmt, reflektiert, kritisch, kreativ und verantwortlich umzugehen.“ Welche Bedeutung das hat, zeigen auch die aktuellen Diskussionen um den Jugendschutz. Angesichts voranschreitender Medienkonvergenz in Zeiten des Internets erreichen administrative Maßnahmen zum Schutz von Kindern und Jugendlichen als Rechtsgut von Verfassungsrang eine immer geringere Verlässlichkeit. Eine endgültige Lösung findet man auch hier nur dann, wie der russische Softwareentwickler Jewgenij Kasperski mit Blick auf die Möglichkeiten von Cyber-Kriegen meint, wenn man entweder die Computer oder die Menschen verbietet („Der Spiegel“, Nr. 25 vom 20. Juni 2011). Beides kann allerdings nicht wünschenswert sein und so wird es immer wichtiger, dass der Einzelne lernt, sich kompetent in den jeweiligen Spannungsfeldern zwischen virtuellen und realen Welten bewegen zu können.

Klaus-Dieter Felsmann ist freier Publizist, Medienberater und Moderator sowie Vorsitzender in den Prüfungsausschüssen der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).

